

Liebe Freunde und Förderer unseres Hauses Königstein!

In diesem Jahr ist es bereits ein Jahrzehnt her, dass wir in Geiß-Nidda im äußerlich bescheidenen Haus Königstein arbeiten. In diesen zehn Jahren ist vieles geschehen, denn wir haben dabei auch Weltgeschichte erlebt: Kriege und Flüchtlingsströme aus dem Nahen Osten und das nicht nur als Zuschauer in den Medien, sondern direkt mit ihren Folgen auch bei uns in Mitteleuropa.

Obwohl oft die Rede davon ist, dass wir seit über 70 Jahren in Frieden leben, müssen wir als Europäer uns bewusst werden, dass es auch Kriege in Europa gab und gibt. Der Einmarsch der Sowjets 1956 nach Ungarn war ein Krieg gegen einen souveränen Staat. Wir dürfen auch die Kriege im ehemaligen Jugoslawien nicht vergessen: In Kroatien, Bosnien-Herzegowina und im Kosovo. Nach diesen Kriegen sind neue Staaten entstanden, die von der UNO und der OSZE anerkannt wurden. Aber durch Kriegsfolgen sind auch neue Staaten ausgerufen worden wie Transnistrien, Abchasien und Südossetien, die man mit Gewalt von den Mutterländern Moldawien und Georgien losriss. Durch den Krieg in der Ostukraine wurden die Volksrepubliken von Donezk und Lugansk ausgerufen. Nicht nur Moskau hat diese Pseudostaaten anerkannt, sondern auch andere Regierungen in der Welt.

Warum ich das schreibe? Wenn wir uns mit der Geschichte von Böhmen, Mähren und Schlesien beschäftigen, ist uns immer bewusst, dass unsere sudetendeutsche Heimat zur K.u.k-Monarchie gehörte und unsere Großeltern noch Bürger eines Vielvölkerstaates waren. Dieser war kein Völkerkerker, wie die Sieger des Ersten Weltkrieges behaupteten, die diesen Staat zerstörten, der schon ein kleines Europa war. In ihm war ein Dutzend Völker gleichberechtigt und wurde die österreichische Kaiserhymne in zwölf Sprachen gesungen. Durch unsere Vertreibung sind wir Sudetendeutsche sensibilisiert und treten ein für Heimatrecht, Föderalismus, Volksgruppenrecht und Minderheitenschutz. Johannes Paul II. hat in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1990 einen Meilenstein gesetzt, als er dies auch für seine Heimat forderte.

Dieser Aufgabe wollen wir wie bisher treu bleiben. Daher bitten wir Sie herzlich, uns weiterhin zu unterstützen. Im Namen aller Mitarbeiter grüßt Sie von Herzen und wünscht Ihnen ein gesegnetes Osterfest.

Ihr

Handwritten signature of Rudolf Gaudich in black ink.

Unveröffentlichte Vertreibungsberichte im Archiv des Hauses Königstein

Durch die Beschäftigung mit meiner Dissertation „Tschechischer nationaler Mythos als politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948“, stieß ich im Archiv des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen, Mähren, Schlesien in Geiß-Nidda auf Vertreibungsberichte sudetendeutscher Pfarrer. Die des Landes verwiesenen Priester wurden auf die Initiative von Prälat Adolf Kindermann hin, von Königstein - dem ehemaligen Zentrum für die aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland vertriebenen Katholiken – aus angeschrieben, die Vertreibungsereignisse in ihren ehemaligen Pfarreien zu dokumentieren. Es entstand auf diesem Wege eine flächendeckende Darstellung der Kriegs- und Nachkriegsereignisse in den ehemals deutsch besiedelten Gebieten von Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Vertreibungsberichte sind nach Diözesen abgeheftet. Pro Diözese existiert so mindestens ein Leitzordner mit unveröffentlichten Vertreibungsberichten. Bei Bistümern mit sehr umfangreichem deutschem Siedlungsgebiet (Prag und Leitmeritz), sind sogar zwei Ordner mit Vertreibungsberichten vorhanden.

Die Abfolge der einzelnen Darstellungen der Ereignisse richtet sich in der Regel nach dem Anschreiben aus Königstein, das daher an dieser Stelle einen Platz in diesem Artikel findet. Das Schreiben im Wortlaut: „Ein Gesamtbild der Austreibung aus unserer alten Heimat hat sicherlich nicht nur jetzt, sondern auch für spätere Zeiten grossen Wert. Wir möchten Sie deshalb bitten, einen Bericht über die Zeit vom Kriegsende bis zu ihrer persönlichen Ausweisung zu schreiben. Es soll Folgendes enthalten: 1.) Als Einleitung eine ganz kurz gehaltene Beschreibung – Gemeinde, Grösse, deutsch oder wenn zweisprachig, zu wieviel Prozent deutsch, wieviel Katholiken, Land- oder Industriegemeinde. 2.) Die Ereignisse in ihrem Ablauf, soweit Sie sich erinnern und die Angaben vor dem Gewissen verantworten können. 3.) Ungefähre Zahl der Toten, davon Selbstmorde, Verschleppungen, Lager, andere Drangsalierungen, Verhalten der tschechischen Mitbrüder u.s.w. 4.) Persönliche Erlebnisse bis zu den Tagen der Ausweisung, die Ausweisung selbst, die Aufnahme im Reich. 5.) Besondere Ereignisse. 6.) Wenn Bildmaterial über die Gemeinde, besonders über die Kirche vorhanden ist, bitten wir wenigstens um teilweise Ueberlassung. 7.) Wo notwendig, sollen kleine Kartenzeichnungen Geschildertes erläutern.“

Es entstand so eine Sammlung von Vertreibungsberichten, die zum einen durch ihre eingeforderte Gewissenhaftigkeit und zum

anderen durch das Bemühen, aus christlicher Menschensicht heraus, die Vergehen der Täter nicht grollend zu dramatisieren, besonders ergreifen oder sogar erschüttern. Die einzelnen Berichte sind selbstredend geprägt vom jeweiligen Charakter und eigenem Erleben des Verfassers und sind daher in Stil und Einordnung des Geschehenen sehr unterschiedlich. Mancher Priester, dem das erlittene Geschehen noch zu nahe geht, hat auf die Darstellung der Ereignisse verzichtet. Stellvertretend sei hier die Antwort von Pfarrer Josef Barton aus Jägerndorf wiedergegeben: „Entschuldigen Sie bitte, wenn ich auch heute nur sehr ‚kursorisch‘ auf die 7 Punkte antworte. Ich halte dafür, dass es mehr bedeutet, wenn wir das Geschehen zwar nicht vergessen aber verkraften und nicht zu verewigen. Die Menschen, die nicht glauben wollen, was geschehen ist, werden es niemals fühlen. Die Reaktion, die die östliche Passion ausgelöst hat, beweist mir das nur zur Genüge.“ Einige wenige Priester, die sehr früh vertrieben worden sind, haben zurückgebliebene Gemeindemitglieder beauftragt, einen Bericht über die Vertreibungsereignisse zu schreiben. Diese Berichte beschreiben das Geschehen eher aus einer politischen Sicht. Dort aber, wo Pfarrer der Aufforderung aus Königstein gründlich nachgekommen sind, entstanden eine Reihe von aussagestarken Darstellungen der jeweiligen Vertreibungen vor Ort. Um eine Übersicht oder Zusammenfassung der einzelnen Berichte zu erstellen, würde den Rahmen des Artikels sprengen. Daher sei es mir gestattet, schlaglichtartig einige wenige Vertreibungsdarstellungen zu zitieren, um einen Eindruck der im Haus Königstein gesammelten Berichte zu vermitteln.

Nicht selten beginnt die Darstellung des Vertreibungsgeschehens mit dem Beschreiben des Näherrückens der Front, dem Einmarsch der sowjetischen Armee und den damit verbundenen Begleiterscheinungen. Die Ereignisse in Giebau, Nordmähren, beschreibt Pfarrer Karl Rotter: „In der Nacht vom 4. zum 5. Mai flutete die deutsche Wehrmacht zurück und wir wussten nun, was wir am nächsten Tage zu gewärtigen hatten. Samstag, den 5. Mai habe ich vom frühen Morgen ab Beichte gehört und zwischendurch immer wieder die hl. Kommunion ausgeteilt bis russische Tiefflieger Bomben warfen – dann mussten wir in die Keller.“ Pfarrer Rotter beschreibt dann die Ereignisse bei Einmarsch der russischen Armee: „Da die Hauptstrasse Troppau-Sternberg-Olmütz durch Sprengungen unpassierbar gemacht worden war, stiess die Hauptmacht der Russen auf der Seitenstrasse über Domstadtl und Giebau gegen Sternberg und Olmütz vor. Es kamen hier 10 Divisionen Sowjettruppen durch. Da es vor Sternberg und Olmütz noch zu Kämpfen kam, staute sich der Heereszug in Giebau. Die Bevölkerung insbesondere Frauen und Mädchen hatten darum Furchtbares zu leiden. Ein Fr. Marie

Schneider, Flüchtling aus Köln[,] wurde zu Tode vergewaltigt. Ja sogar eine 72 jährige[,] gelähmte[,] ans Bett gefesselte Greisin wurde geschändet. 22 Personen[,] meist Frauen und Mädchen[,] nahmen sich in jenen Tagen selbst das Leben, erhängten sich, öffneten sich die Adern oder sprangen in den Brunnen. 5 Männer, welche ihre Frauen bzw. Töchter schützen wollten, wurden von den Russen erschlagen oder erschossen. Die Mehrzahl dieser Toten konnte nicht auf den Friedhof gebracht werden. Sie sind zumeist in den Gärten bei den Häusern begraben worden.“

Wo das Leben der Menschen nicht mehr geachtet wird, gibt es auch kein Halten mehr vor dem Heiligen. Das zeigt die Darstellung der Plünderung der barocken Pfarr- und Wallfahrtskirche Giebau: „Am 6. Mai wünschten einige russische Offiziere die Kirche zu besichtigen. Ich habe sie ihnen gezeigt. Sie rieten mir[,] die Kirche gleich wieder abzusperrn. In der Nacht vom 7. zum 8. Mai hat jedoch die bolschewistische Soldateska das mächtige schmiedeeiserne Haupttor eingerammt und ist in die Kirche eingedrungen. Sie haben die Kirche geplündert und geschändet. Die hl. Gefässe und wertvolle Paramente hatte ich wohl vorher in Sicherheit gebracht. Aber ich hatte nicht daran gedacht[,] auch die Votivgeschenke des Gnadenbildes zu bergen, zumal ich auch keinen Schlüssel hatte zum Glasschrein des Gnadenbildes. Die Russen haben diesen Glasschrein erbrochen und das Gnadenbild völlig geplündert. Dabei haben sie den Hochaltar arg verwüstet. Sie haben auch sonst von den Altären geraubt, was ihnen wertvoll erschien, haben den grossen Lüster heruntergeschlagen, die Beichtstühle zertrümmert, in den Sakristeien alles durchwühlt und grossen Schaden verursacht. Sie sind auch in die Krypta hinab, haben die Särge erbrochen und die Gebeine der Toten herausgeworfen. Dann haben sie in der Kirche ein Zechgelage gehalten. Es sah nachher in der Kirche furchtbar aus. Die ganze Kirche voller Trümmer, Dreck und Rauch. Überall lagen leere Dosen und Flaschen.“

Nach Beendigung des Krieges hoffte man auf ruhigere Zeiten. Aber trotz Kapitulation wurde der Kriegszustand der deutschen Bevölkerung gegenüber aufrecht erhalten. Als Beispiel seien hier Vorkommnisse aus der Filialgemeinde Pohorsch genannt, die Pfarrer Rotter ebenfalls seelsorgerisch zu betreuen hatte: „Die Bevölkerung von Pohorsch hatte womöglich noch mehr zu leiden. Dort wurden im Mai 1945 auch die Hitler-Jungen von den Tschechen fortgeschleppt und ins Kreisgefängnis nach Olmütz gebracht. Die Jungen wurden dort qualvoll gefoltert. So mussten sie sich beispielsweise nackt in einer Reihe aufstellen, mussten auf den Zehenspitzen stehen und mit ausgestreckten Händen ein schweres Gewicht halten. Hinter ihnen standen die tschechischen Schergen. Wenn einer zusammenknickte, schlug ihn der Scherge mit dem Gummiknütel erbarmungslos auf

den nackten Rücken.“ Eine versuchte Intervention des Pfarrers nützte nichts. Er wurde ebenfalls mit Gefängnis oder KZ bedroht.

Dass Androhung von KZ-Aufenthalt für Deutsche keine leere Drohung sein musste, hat ein anderer Pfarrer am eigenen Leib schmerzhaft erfahren müssen. Im nordböhmischen Rothau hatten Tschechen ein Konzentrationslager eingerichtet. Als sich Pfarrer Reinhold Fischer, Pfarrer von Rothau, bei der Gendarmerie in Graslitz wegen Schießereien der Konzentrationslagerwachmannschaft beschwert, bekommt er deren Rache zu spüren: „Als ich mit einigen Helfern und Helferinnen am 27.9.1945 abends die Kirche sauber machte, wurden wir von etwa 20 Posten des Lagers überfallen und in der Kirche verprügelt. Auf der obersten Stufe des Hochaltares wurde ich in der erbärmlichsten Weise misshandelt und dann mit einem Fusstritt auf die Brust über die Stufen hinuntergestossen. Hernach wurden wir mit „Hände hoch“ ins KZ abgeführt. Mein Bruder, der mich abholen wollte, wurde unterwegs abgefangen und allein in die Kirche gebracht und dort verprügelt. Mein Bruder ist Kriegsinvalid mit Lendendurchschuss und auf einem Auge blind. Wir waren unterdessen im Lager kontrolliert worden, das von einer 3 m hohen undurchsichtigen Bretterwand umgeben war. Von einem Posten wurde mein Bruder ebenfalls zum KZ gebracht. Da man von innen nicht sehen konnte, wer draussen war, stellten sich die Posten in Position und einer schoss. Die Lagertüre wurde geöffnet und mein Bruder stand mit erhobenen Händen vor dem ins Herz getroffenen toten Posten. Man schleifte ihn herein. Dann begann eine grauenhafte Prügelei. Die ganze Nacht hindurch alle 2 Stunden Hiebe. Am anderen Morgen wurden wir ins KZ.II. gebracht, wo die Folterungen begannen. Es war St. Wenzelstag 1945. Die Posten fassten mich beim Hals und schlugen meinen Kopf gegen eine Betonwand, bis ich zusammenbrach, Wiederholung desselben mit Überschüttung von kaltem Wasser. Um 10 Uhr Aufstellung im Hof bei strömenden Regen mit vorgestreckten Armen, darauf gr. Holzscheit, Nacken zurückgebeugt und über Stirn und Nase ebenfalls Holzscheit, stehend unter der Dachtraufe, sodass das Wasser dauernd auf die Stirne lief und ich bald durchnässt war. Mehrmals brach ich zusammen und wurde mit Stahlrutenhiebe über die Finger und ins Gesicht zur letzten Anspannung meiner Kräfte gebracht. Essen gab es nichts. Ich wäre auch gar nicht fähig gewesen[,] etwas zu mir zu nehmen, da Gesicht, Kopf und Mundhöhle durch die vielen Schläge schon wund waren. Diese Tortur dauerte von 10 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Hernach wurde ich zum Lagerarzt geführt und befragt, was mir fehle. Am meisten litt ich durch Rheuma. Ich wurde solange geohrfeigt, bis ich sagte, dass mir nichts fehle. Ich kam dann wieder zurück ins Lager zu den anderen Häftlingen. Wir waren in 2 kl. Räumen etwas über 100 Personen. Wegen Platzmangel lag

ich auf einem Tisch mit meinen durchnässten Kleidern. Mein Bruder musste mit einer Narrenkappe „Feuerwache“ halten. Um 22 Uhr kamen 2 Posten und begannen wieder mit den Folterungen. Ich wurde mitsamt dem Tisch, auf dem ich lag, umgeworfen. Dann musste ich mich ausziehen und wurde nackt auf dem Fussboden liegend verprügelt. Dies wiederholte sich in den ersten drei Tagen alle 2 Stunden, auch in der Nacht. Der Rücken war wund von den Schulterblättern bis zu den Kniekehlen. Nur mühsam bewegte ich mich vorwärts. Mein Bruder erlitt unter anderem folgende Torturen: ein Posten wollte ihm die Haut von den Brustrippen reissen, Auflecken von des Staubes am Fussboden der Baracke, Trinken von Urin.“

Auch wenn nur wenige Pfarrer Torturen in diesem Ausmaß über sich ergehen lassen mussten, waren die meisten doch den Schikanen staatlicher tschechischer Stellen ausgeliefert. Es kam zu zahlreichen Hausdurchsuchungen, um Priester belasten und ins Gefängnis bringen zu können. Bei diesem krampfhaften Bemühen, Priester verhaften zu wollen, kam es manchmal zu geradezu tragisch-komischen Szenen, wie eine solche von Pfarrer Josef Tittel aus Deutsch Lodenitz beschrieben wird: „Nun wurde nochmals, aber gründlichst, eine Hausdurchsuchung vorgenommen, im Bücherschranke nach verfänglichem Lese-stoffe geforscht, der Schreibtisch durchwühlt, die Kleiderschränke und sonstigen Behältnisse durchstöbert, die Betten samt Matratzen auseinander geworfen. Die Bilder von der Wand entfernt, und da das Ergebnis der aufgewandten Mühe gar zu kläglich ausfiel: ein paar Zeitungen, einige rote Hefte für katholische Jugend, wenn ich nicht irre aus dem Jahre 1924, aber mit dem Aufdruck „Der Führer“, daher sehr belastend!![,] ward die Küche einer peinlichen Einsichtnahme unterzogen, und endlich fand man in der Schublade der Anrichte die sehnlichst gewünschte Handhabe zur beabsichtigten Festnahme des Pfarrers, sage und schreibe ein Tranchiermesser für Wild und Geflügel! Und mit dem befreienden Ausrufe: ein Dolch, ein Dolch![,] wurde der Missetäter wegen Waffenverheimlichung und weil er den Herrn Wachtmeister mit dem „Hitlergruss“ empfangen haben soll, ins Kreisgefängnis nach Olmütz abgeführt.“ Pfarrer Tittel kam zwar nach kurzer Zeit wieder frei, dafür war seine Haushälterin zur Zwangsarbeit verschleppt worden, aus welcher sie erst 1946 zurückkehrte.

Sehr unappetitlich lesen sich Verleumdungen deutscher Priester durch tschechische „Mitbrüder“, die dadurch hofften, in den Besitz des Eigentums ihres deutschen Kollegen zu bringen. Josef Janka, Pfarrer von Elbogen, der schon unter dem nationalsozialistischen Regime sehr zu leiden hatte und daher von den tschechischen Behörden eine „antifaschistische Legitimation“ erhalten hatte, blieb vor einer solchen Verleumdung nicht verschont: „Im März 1946 kam von Prag mein Nachfolger als Dechant von Elbogen, P. Bolislav Koza, vom Orden der

ritterlichen Kreuzherren. Anfangs war er die Freundlichkeit selbst. Wir teilten uns in der Arbeit. Ich versah das Krankenhaus und die Expositur Neusattl, dessen Exposit von den Čechen verhaftet worden war. Dieses Verhältnis [zu seinem tschechischen Nachfolger] wurde mit einem Schlage anders, als mein čechischer Nachfolger erfuhr, dass ich die sogenannte Antifaschiste[n] Legitimation habe. Ich war im Jahre 1941, am 16. April, von der Gestapo verhaftet und in Karlsbad im Gestapo-Hauptgefängnis in Haft gehalten worden angeblich wegen Pietätlosigkeit gegen die Gefallenen. Als nun im Mai und Juni 1945 die Čechen kamen, erhielt ich als religiös.- und polit. Verfolgter die antifaschistische Legitimation. Auf Grund dieser antifasch. Legitimation erklärte ich nun meine Möbel und Bücher, wenigstens einen Teil, bei der Aussiedlung mitnehmen zu wollen. Auf Grund dieser Tatsache ward mein čechischer Confrater mir zum Todfeind geworden. Er selbst war nur mit einigen Koffern nach Elbogen gekommen. Er ging zur čechischen Sicherheitsbehörde und erklärte dort, ich sei kein Antifaschist, sondern in Wirklichkeit ein Nazi, man möchte mir meine antifaschistische Legitimation wieder abnehmen. Begreiflich, damit hatte er mein gesamtes Hab und Gut, ich hatte eine 6 Zimmereinrichtung mit einer grossen Bibliothek. Der Chef der čechischen Sicherheitsbehörde erklärte mir später, weil man überzeugt war, dass es nicht politische Gründe waren sondern rein persönliche, egoistische vonseiten des čechischen Pfarrers, war man gegen mich nicht eingeschritten. Dieser Chef der Sicherheitsbehörde, mit Namen Pech, erklärte mir damals in diesem Zusammenhang: ‚Eigentlich hätte ich euch Pfarrer für besser gehalten.‘ Ich führe diesen Ausspruch wörtlich an. Mein čech. Confrater hat weiters eine Strafanzeige bei der Gendarmerie in Elbogen erstattet: Ich hätte den Messwein verschleudert. Auch meiner Wirtschaftlerin hat er gedroht, er wird sie auf die ‚Burg‘ bringen. Burg war in Elbogen das čechische Kz, wie aus meinen früheren Ausführungen hervorgeht. Ich bin dann nach Prag gefahren und habe mich bei der vorgesetzten kirchlichen Behörde beschwert. Dort war man in diesen Dingen machtlos. Hätten mich die čechischen Amtsstellen, Sicherheitsbehörde und Gendarmerie, nicht geschützt gegen den čechischen Pfarrer, wäre ich wohl nocheinmal verhaftet worden wie einst in der Nazizeit. Es war das traurigste und schmutzigste Kapitel meines Lebens [...].“

Dort wo das Glaubensleben noch intakt war, gab es – wenn auch selten - auch versöhnliche Szenen. So beschreibt der Pfarrer Josef Dürmuth von Gottesgab die Anhänglichkeit seiner tschechischen und slowakischen Gläubigen und hebt hervor, dass ihm der neue tschechische Postmeister bei der Heiligen Messe ministrieren wollte. Auch Pfarrer Tittel kann Versöhnliches berichten: „Eines Lichtscheines

muss ich denn doch Erwähnung tun. Am hl. Abend 1945 überraschten mich die gutgesinnten tschech. Kirchkinder mit einem Ständchen und Überreichung einer gewaltigen Menge prächtiger Weihnachtsstriezel, Bäckerei, Süßigkeiten, sonstigen Ess- und Trinkwaren, mit dem Bedeuten, was wir nicht verbrauchten, gehöre den deutschen Kindern.“ Soweit das kurze Schlaglicht auf die Vertreibungsberichte im Hause Königstein.

Als Priester ist mir das Thema Versöhnung ein Herzensanliegen. Versöhnung scheint mir aber nur da möglich, wo genügend Kenntnis über die Ursachen für die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens vorhanden ist. Wenn Angehörige der ehemaligen Vertreibernationen öffentlich darüber rasonieren, dass die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg „verreist“ seien, wie ich es selbst als Ohrenzeuge erlebt habe, scheint Uneinsichtigkeit für das Thema „Versöhnung“ in der Unkenntnis des tatsächlichen Vertreibungsgeschehens zu wurzeln. Die – von Ausnahmen abgesehen – weitgehend unveröffentlichten Vertreibungsberichte im Haus Königstein sind aus mehreren Gründen geeignet, diese Unkenntnis beseitigen zu helfen.

1. Das katholische Pfarrwesen im Sudetenland existierte flächendeckend auf dem ganzen Vertreibungsgebiet. Deshalb können die Vertreibungsberichte als repräsentativ für das Vertreibungsgeschehen angesehen werden.

2. Die angemahnte Gewissenhaftigkeit veranlasste die Priester bei Abfassung ihrer Berichte auf Wertungen des Erlebten weitgehend zu verzichten. Es entstanden schriftliche Dokumente, welche die Geschehnisse, trotz ihrer vorhandenen Schrecken, mit einer gewissen Nüchternheit beschreiben.

3. Auch heute noch gibt es, als eine der wenigen Konstanten auf diesem Gebiet seit 1945, katholische Kirche in Tschechien. Da die Vertreibungsberichte von der gleichen, immer noch vorhandenen Institution veranlasst worden sind, betrachte ich die Chance für größer, dass sich heutige Katholiken in Tschechien für diese Berichte interessieren werden.

Zur Aufarbeitung der Geschehnisse als Voraussetzung für wirkliche Versöhnung halte ich die systematische Veröffentlichung der Vertreibungsberichte sowohl in deutscher als auch in tschechischer Sprache für geboten. Um die teils handschriftlichen Texte veröffentlichen zu können, müssen zunächst maschinenschriftliche Abschriften abgefasst werden. Diese gilt es zu übersetzen und dann, nach Diözesen geordnet, herauszugeben. Das alles erfordert nicht nur viel Zeit und Mühe, sondern auch viel Geld. Es wäre schön und verdienstvoll, wenn sich großherzige Spender dazu bereit erklären könnten, uns in diesem Vorhaben zu helfen. Es wäre noch zu prüfen, ob man zur Veröffentlichung der Berichte ein eigenes Konto eröffnet, auf das man seine

Spende mit dem Vermerk „Vertreibungsberichte“ einzahlen kann. Interessenten mögen sich bitte im Haus Königstein melden. Die Kontaktdaten können Sie diesem Heft entnehmen.

Das tschechoslowakische Staatsmotto lautet: „Die Wahrheit wird siegen!“ Tragen wir im Dienst der Versöhnung zwischen Tschechen und Deutschen durch unser Engagement zum Sieg der Wahrheit bei!

Helmut Gehrman

Von Friedberg nach Prag

Zum 150. Geburtstag von Karl Hilgenreiner

Der Name Hilgenreiner ist vielen Sudetendeutschen noch wohl bekannt: Als Politiker in Prag, der Abgeordneter im tschechoslowakischen Senat war, als Vorsitzender der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei, aber auch als Professor an der Theologischen Fakultät der Deutschen Universität, wo er Dekan und Rektor war. Aber viele Landsleute sind verwundert, wenn sie erfahren, dass Hilgenreiner aus Hessen stammte, wo er am 22. Februar 1867 in Friedberg geboren wurde. Hilgenreiner schrieb 1941 seine *Lebenserinnerungen*, die 1971 im Band 2 des Archivs für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Königstein erschienen sind.



Karl Hilgenreiners *Lebenserinnerungen* bieten die beste Gelegenheit, ihn kennenzulernen, seine tiefe Religiosität zu erfahren und seine Liebe zu allen Schützlingen zu spüren, sein soziales Engagement wertzuschätzen und seine Arbeit zu verstehen. Seine Erfahrungen gibt er ungeschminkt weiter und lässt den Leser daran teilhaben. Bei all seinen fruchtbringenden Diskussionen und Auseinandersetzungen auf religiösem und sozialen Gebiet, sei es zu seinen Veröffentlichungen, bei Vorträgen, Veranstaltungen, an Katholikentagen, sozialen Kongressen, befolgt er einen Grundsatz: „Man muss Person und Sache scharf trennen und dem Gegner den gleichen guten Glauben zubilligen, den man für die eigene Meinung verlangt ... die Gegner sollten fühlen, dass ihre Überzeugungen geachtet und ihre sachlichen Einwände behandelt wurden.“ Damit habe er gute Erfah-

rungen gemacht. Das bestätigt auch Emanuel J. Reichenberger: „Wir hatten manche Auseinandersetzung, bei der es hart auf hart ging. Aber es gab kein gegenseitiges Nachtragen, jeder achtete die Überzeugung des andern, auch wenn er sie nicht teilen konnte.“ Dieses Wort Reichenbergers gilt selbst für das Jahr 1938. Um das Bild von Hilgenreiner abzurunden, füge ich ein Zitat von Dr. A. Huber an, der ihn persönlich kannte: „Hilgenreiner war ein ausgezeichnete Redner, Stilist, der sich sehr leicht tat, aus einer Fülle an Wissen, Erfahrung und Begegnungen mit Menschen zu schöpfen und so seinen Gegenstand interessant zu machen“

Dass Hilgenreiner aus Hessen kommt und in Friedberg geboren wurde, bestätigt der Auszug des Geburts- und Taufprotokolls der katholischen Pfarrgemeinde St. Mariä. Die Vorfahren des Vaters kamen Anfang des 19. Jahrhunderts aus Bayern nach Seligenstadt, die Mutter stammte aus Alsfeld. Die Eltern wohnten auf „Permission“ in Friedberg. Doch seine unbeschwerter Kindheit erlebte Karl mit seinen vier Geschwistern in Böhmen, da der Vater eine feste Anstellung als Baumeister bei der fürstlichen Herrschaft Löwenstein-Wertheim-Rosenstein in Haid fand. Zum Entsetzen der Eltern eigneten sich die Kinder schnell den Egerländer Dialekt an: „Wir Beamtenkinder taten alles, um es den Einheimischen gleich zu tun [...] Wir blieben lange die *Preußen*“, erzählt Hilgenreiner in seinen Lebenserinnerungen. Die Kinder liebten die böhmische Küche, „diese Dalken und Liwanzen und Buchten und Knödel“ mehr als die „reichsdeutsche Kost mit Salzkartoffeln und geschnittenen Bohnen, mit gelben und weißen Rüben oder gar Linsen und Erbsensuppe“.

Eingeschult wurde Hilgenreiner in Haid, besuchte dann das bischöfliche Knabenseminar in Mariaschein. Dort erfuhr Hilgenreiner eine strenge Bildung, welche die Grundlagen für sein späteres Wirken legte. Er lernte in Mariaschein, wie wichtig Selbstverwaltung und Mitverantwortung für das religiös-sittliche Leben ist. Besonderer Wert wurde auf die rednerische Ausbildung und Pflege des Theaters gelegt. Tschechischunterricht war Pflicht, aber die Schüler wehrten sich dagegen. „Man fühlte sich wie ein *Held* während man ein *törichter Faulpelz* war,“ bekannte Hilgenreiner. Bereits in der Oberklasse entdeckte er seine Leidenschaft für Politik. „Damals ging es im Berliner Reichstag lebhaft her. Bismarck stand in Kulturkampfstagen dem katholischen Zentrum und seinem Führer Windthorst gegenüber.“ Die Nachrichten aus einem reichsdeutschen Blatt verfolgte Hilgenreiner intensiv.

Eine wichtige Erfahrung machte Hilgenreiner, als ein tschechischer Mitschüler von einem tschechischen Gymnasium nach Mariaschein wechselte. Die Jungs waren bald gute Kameraden, stellten aber schnell fest, welche Kluft sie in geschichtlichen Dingen trennte. Hilgenreiner hebt hervor, dass der tschechische Schüler von den

böhmischen Herzögen und Königen viel mehr als von den deutschen Kaisern und Königen gewusst habe: „Damals dämmerte mir ..., dass zwischen Deutschen und Tschechen ... mehr lag als die Sprache. Heute weiß ich, daß staatliche wie kirchliche Gemeinschaft zwischen beiden Ländern zwar Brücken geschlagen haben, daß sie aber einander im Herzen fremd geblieben sind.“

Mit dem Theologiestudium am Germanikum in Rom erfüllte sich sein Wunsch, Priester zu werden. An der Gregoriana war kurz vor seinem Studium der „reine Thomismus“ eingeführt worden. Spekulative Dogmatik beherrschte alles, Bibelstudium und Kirchengeschichte kam etwas ins Hintertreffen. Hilgenreiner erkannte in Rom den Wert der gründlichen Durcharbeitung der Bücher, das bei seinem Studium gefordert wurde, und er war später in Prag „jahrelang der einzige Theologieprofessor, der über ein gründliches scholastisch-spekulative Fundament verfügte.“

Die Verkündigung des Rundschreibens *Rerum novarum*, die er am 15. Mai 1891 in Rom erlebte, bezeichnete er als eine große Tat von Leo XIII. Er schreibt: „Ich gestehe offen, daß mein warmes Interesse für soziale Zeitfragen von diesem Rundschreiben Leos XIII. *Rerum novarum* den stärksten Antrieb erhielt. Damals konnte ich allerdings nicht wissen, daß ich einmal berufen sein sollte, vom Lehrstuhl diese Signale der sozialen Erneuerung weiterzugeben.“

1892 kehrte Hilgenreiner, zum Priester geweiht, nach Böhmen zurück und trat seine erste Kaplanstelle in Eger an. Zu dieser Zeit erstarkte in Eger die Sozialdemokratie und Hilgenreiner wurde direkt in seine erste Pressefehde verwickelt.

1894 wurde Hilgenreiner die Stelle des Direktors am erzbischöflichen Studentenkonvikt Mies in Aussicht gestellt. Zuvor wurde er noch für ein halbes Jahr an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Schwestern vom hl. Kreuz als „supplierender“ Religionsprofessor eingesetzt. Nachträglich empfand er diese Zeit als eine besondere Gnade Gottes. „Die Anstalt der Kreuzschwestern in Eger war ein ins Weibliche umgestelltes Mariaschen“, schreibt Hilgenreiner. „Hier war der kategorische Imperativ der Pflicht, ersetzt durch den süßen Drang der Gottes- und Nächstenliebe, die nicht fragte: Muß ich? sondern: Darf ich?“

Diese fünf Jahre in Mies waren eine besondere Zeit für Hilgenreiner. Er konnte sich seinen eigenen Studien widmen, „den Prager Doktorhut zum römischen zu holen“ und fand sogar noch die Zeit, Mitarbeiter verschiedener theologischer Zeitungen zu werden. Mit Beginn des Wintersemesters 1899/1900 wurde Hilgenreiner Professor an der Theologischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. Seine Fächer waren: Kirchenrecht, Christliche Gesellschaftslehre (Soziologie) und Spekulative Dogmatik.

Hilgenreiner nahm an Weltkongressen und Katholikentagen teil, wurde Vizepräsident des katholischen Universitäts-Vereins in Salzburg und sprach beim Internationalen Kongress katholischer Gelehrten.

1901 nahm er anonym Stellung zur Vermehrung und sprachlichen Abgrenzung der Bistümer in Böhmen. Diese Schrift: *Zur Frage deutscher Bistümer in Böhmen. Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung aus der Mitte des deutschen Klerus in Böhmen* erhielt von deutscher Seite allgemein Zustimmung, von tschechischer Seite wurde sie meist abgelehnt.

Studienreisen im Sommersemester 1903 führten Hilgenreiner nach Marburg, Gießen, Bonn, Göttingen, Leipzig und Halle. Sein Interesse galt besonders den evangelischen theologischen Fakultäten und er wunderte sich, dass er dort im Gegensatz zu der Einheit der religiösen Gesamtauffassung bei seiner Fakultät „eine große Zerfahrenheit und Spaltung in den theologischen Vorlesungen selbst der gleichen Fakultät beobachten mußte.“

Hilgenreiner hielt sich bei seinen Reisen meist in europäischen Ländern auf, nur einmal verließ er Europa und zwar nahm er 1926 am Eucharistischen Weltkongress in Chicago teil, um neben Kardinal Faulhaber und Kanzler Seipel in der deutschen Sektion des Riesenkongresses einen religiösen Vortrag zu halten.

Eine Einladung zur Mitarbeit am zweibändigen „Kirchlichen Handlexikon“ erhielt er 1903. Als Mitherausgeber war er verantwortlich für die gesamte praktische Theologie einschließlich kirchlicher Geographie und Statistik.

Im Ersten Weltkrieg war Hilgenreiner Feldkurat und geistlicher Leiter der Feldspitäler, musste natürlich seine theologische Lehrkanzel beibehalten und kümmerte sich um den Bonifatiusverein der Abtei Emaus. Damit war er verpflichtet, die Monatszeitschriften *St. Bonifatius* und *Bonifatius - Korrespondenz für gebildete Katholiken*, die nach dem Krieg als *Katholiken-Korrespondenz* („*Zeitenwächter*“) erschien, herauszugeben.

Hilgenreiner hatte nicht mit dem vollständigen Zusammenbruch bei Kriegsende gerechnet. „Im Mai 1919 wurde in Paris unser Schicksal entschieden, wir waren auf absehbare Zeit einer feindlichen nationalen Mehrheit ausgeliefert, dazu bis zu den Wahlen im Frühjahr 1920 mundtot gemacht.“ Das waren die Gründe dafür, dass Hilgenreiner an die „politische Front“ ging.

Der Zusammenbruch 1918 und seine kirchenpolitischen Folgen veranlassten Hilgenreiner, sich immer mehr in die Politik einzuschalten. Er schrieb Artikel über Sozialismus, Freidenkertum und Demokratie. Da die Zentrale in Wien wegfiel, war es nötig eine eigene *Christlich-Soziale Partei* aufzubauen. Für das Programm

und die Ausarbeitung engagierten sich Robert Mayer-Harting und Hilgenreiner. Die kirchenfeindliche Einstellung der Tschechen hatte das Interesse der Sudetendeutschen für die Tschechen geweckt. Der Volkstumskampf wurde immer beunruhigender. Hilgenreiner versuchte aber auch, die Tschechen zu verstehen, was oft schwer war, da die tschechischen Christlich-Sozialen Beneš-Anhänger waren und der Erzbischof in Olmütz die Wahl von Beneš 1935 als Nachfolger von Masaryk mit Hilfe des Nuntius unterstützte.

1936/37 wurde Hilgenreiner Rektor an der Deutschen Karlsuniversität. Beneš sprach sich ihm gegenüber für den Neubau der dürftig untergebrachten Deutschen Universität aus. Interessant ist die Rechtfertigung Hilgenreiners in seinen Erinnerungen an das Jahr 1938, als es zum Zwist mit Reichenberger kam. 1939 internierten ihn die Nationalsozialisten, 1945 verhafteten ihn die Tschechen. Er kam in das Arbeitslager Modřany bei Prag.

1946 durfte Hilgenreiner ausreisen und kam nach Wien, wo er Kaplan an der Karlskirche wurde. Er wurde von seinem ehemaligen Schüler Prof. Dr. Georg im Pfarrhaus aufgenommen. Unermüdlich war er in der Seelsorge und als Schriftsteller tätig. Fast völlig erblindet hielt er seine letzte Fastenpredigt. Am 14. Mai 1948 verstarb er in Wien.

Angelika Steinhauer

Hilgenreiners *Lebenserinnerungen* können zum Preis von 10.--€ beim Institut für Kirchengeschichte, Haus Königstein, in Nidda bestellt werden.

Johann Brokoff

Auf Initiative von Bernd Posselt, dem Präsidenten der Paneuropa-Union Deutschland, soll das Schloss Ronsperg renoviert und zu einem Erinnerungsort gestaltet werden nicht nur für Richard Graf Coudenhove-Kalergi, sondern auch für dessen Vater Heinrich und seine Schwester Ida Friederike. Auch könnte hier daran erinnert werden, dass nur etwa drei Kilometer vom Schloss entfernt in Schüttwa der Dichter des „Ackermann aus Böhmen“, des ersten neuhochdeutschen Prosawerks, geboren wurde. Und nicht zuletzt sollte man auch an den Barockbildhauer Johann Brokoff denken. Er hat in Ronsperg den Urtyp der Statuen des Johannes von Nepomuk geschaffen.

Johann Brokoff stammt aus Georgenberg in der Zips, das damals zu Oberungarn (heute Slowakei) gehörte. Dort wurde er am 23. Juni 1652 in der Familie eines Schuhmachers lutherischen Glaubens geboren. Nach seiner Ausbildung in Regensburg kam er 1675 nach Prag. Ab 1680 war er an verschiedenen Orten in Böhmen tätig. Matthias Freiherr von Wunschwitz rief ihn nach Ronsperg, damit er für die Karls-

brücke in Prag das Gussmodell für die Statue des noch nicht heiliggesprochenen Johannes von Nepomuk schafft. Er gestaltete dieses in Lebensgröße nach dem Gipsbozzetto des Wiener Bildhauers Matthias Rauchmüller aus dem Jahre 1681. Den Bronzeguss besorgte dann die Glockengießerei Hieronymus Herold in Nürnberg und am 31. August 1683 wurde die Statue als erste Figur auf der Karlsbrücke aufgestellt. Im Jahr zuvor konvertierte Johann Brokoff im Kloster der Augustiner-Eremiten in Stockau zum katholischen Glauben.

Für den Oberen Ringplatz schuf Johann Brokoff die erste Nachbildung seiner Statue auf der Karlsbrücke. Seine vergoldete Holzstatue des Heiligen steht auf dem Hauptaltar der Kirche St. Johannes Nepomuk am Felsen in Prag. 1692 ließ er sich mit seiner Familie in der Altstadt von Prag nieder, kaufte ein Haus am Kohlenmarkt und gründete dort eine eigene große Bildhauerwerkstatt. 1693 erwarb er das Prager Bürgerrecht. Mit seiner Frau Elisabeth hatte er vier Kinder, die Söhne Michael, Ferdinand und Antony und die Tochter Anna.

1706–1709 erhielt er größere Aufträge vom Benediktinerkloster Braunau. Hier schuf er die Mariensäule auf dem Ringplatz und acht Skulpturen für die Terrasse der Klosterkirche.

Auch in anderen Orten Böhmens finden wir Werke von ihm. Dazu gehören etwa die Statue des heiligen Johannes Nepomuk auf der Schlossbrücke in Haid und die Statuen der Landespatrone in der Pfarrkirche in Tachau und der plastische Schmuck des Prager Tores im Kreuzgang der Wallfahrtskirche Heiliger Berg (Svatá Hora) im Příbram. Johann Brokoff führte seine Werkstatt bis zu seinem Tode, aber seine beiden Söhne Michael und Ferdinand spielten in ihr eine immer bedeutendere Rolle. Er starb am 28. Dezember 1718 in Prag.

Dann wurde die Werkstatt von seinem älteren Sohn Michael Brokoff weitergeführt. Nach dessen Tod 1718 übernahm Ferdinand die künstlerische Leitung. Er wurde der Prominenteste der Familie. Johann Brokoff und seine Söhne wurden auf dem Friedhof der Prager Kirche St. Martin in der Mauer beerdigt. Mit einer Gedenktafel wird dort noch heute ihrer gedacht.

Franz Bauer

Schloss Bischofteinitz

Das Schloss Bischofteinitz (Horšovský Týn) zählt mit Recht zu den bedeutendsten architektonischen Sehenswürdigkeiten in Westböhmen. So wird im Internet für einen Besuch geworben. Hier war ursprünglich eine Burg des Bischofs mit einem Palast. In der Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet, sind heute noch Spuren dieser frühgotischen Burg im Schloss sichtbar. Aus dieser Zeit stammt die Burgkapelle, eine Perle der böhmischen Frühgotik.

Vielleicht stand ursprünglich (8.-10. Jahrhundert) an der Stelle des Schlosses ein Bergfried, der zu den Festungen der mit den Přemysliden rivalisierenden Slawnikiden zählte und dem dann eine Wachburg folgte. Jedenfalls bringt eine Überlieferung Teinitz in Verbindung mit dem hl. Bischof Adalbert von Prag, der dem Geschlecht der Slawnikiden entstammte.

Älter als Teinitz ist aber Horschau. Es besaß einen bischöflichen Hof, der, wie es scheint, in seiner Mitte neben der romanischen Emporenkirche aus dem 12. Jahrhundert einen Wasserturm hatte. Ein Beweis für das höhere Alter von Horschau ist der tschechische Name für Teinitz „*Horsovsky Tyn*“ (Tyn = Bollwerk von ryniti = befestigen; also eine Befestigung bei Horschau). Die Burg Teinitz stand an einem strategisch wichtigen Punkt; sie bewachte an der Furt über die Radbusa den Kreuzungspunkt zweier bedeutender Handelswege, der Straße von Regensburg nach Prag mit der von Taus nach Eger.

Die Burg liegt an einem natürlichen Vorsprung, der sich in einer Länge von etwa zwei Kilometer von Osten nach Westen erstreckt, jedoch nicht auf dessen höchstem Punkt, sondern eher im unteren Drittel, so dass die Lage zwar von Westen, Süden und Südosten den Zugang erschwert, aber der Zugang von der Ebene im Osten her, heute Marktplatz, ohne natürlichen Schutz ist. Hier waren künstliche Befestigungen, Wälle und Gräben, notwendig.

Diese Lage der Burg über Goldbach und Radbusa unterstreicht die Annahme, dass sie im 13. Jahrhundert entstanden ist. Trotz Brand und Umbauten läßt sich der frühgotische Kern der Anlage erkennen: das östliche Eingangstor mit dem hohen Turm und der ihr gegenüberliegende Palast, der von zwei Türmen auf der Süd- und Nordseite flankiert ist. Diese beiden isoliert stehenden Baukörper verband ein rechteckiger Hof, der von einem hohen, zinnenbewehrten Wall umschlossen war. Der Umfang der Burg hatte annähernd die heutigen Ausmaße und die Vorburg erstreckte sich in Richtung des heutigen Burghofs mit dem Brunnen.

Erhalten von dem damals sicher prunkvollen Palast sind nur die drei Kellerräume, das Erdgeschoss des Südturmes und der Durchfahrt sowie der erste Stock mit der Kapelle, welche in die Turmkammer eingebaut ist. Sie entstand zwischen 1260 und 1270 im Auftrag von Bischof Johann III. von Draschitz (1258-1278). Ihr östlicher Teil wiederholt in verkleinertem Maßstab die Architektur burgundischer Bauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Diese Formen der klassischen Gotik burgundischen Ursprungs kamen durch das bayerische Donaubecken von Regensburg nach Böhmen. Hier in Bischofteinitz bildete sich damals ein künstlerischer Brennpunkt, von dem aus schon um 1260 Steinmetzgesellen an Bauten in der Umgebung mitwirkten (Pfarrkirche in Teinitz, Kirche und Tore in Taus, Kirche in

Sirb, Augustinerkloster in Stockau und Pfarrkirche in Klattau). Nach der Fertigstellung der Bischofteinitzer Burgkapelle setzte sich dieser Stil aber in Westböhmen nicht fort.

Für die Gestaltung des Südportals des Kapellenschiffes bildet das Portal des Zisterzienserklosters Nepomuk eine Vorstufe (entstanden um 1240). Die plastischen Steindetails der Bischofteinitzer Kapelle sind ein klassisches Werk der Steinmetzmeister. In den korbformigen Köpfen der Pfeiler wurden die romanischen Motive der eingewickelten und aufgeblühten Beerenknospen durch neuere, frei wachsende kleine Eichen-, Rosen-, Ahorn- und andere Zweige abgelöst, die das motivische Repertoire der nachklassischen Gotik der französischen Kathedralen verraten. Die erhaltenen Schlusssteine sind ebenfalls mit einer feinen Ornamentik aus natürlich aufgeschlagenen Blättern bedeckt. Im ganzen ist das künstlerische Niveau der Kapelle derart hoch, dass sie nur mit den zeitgenössischen Kapellen an Königsburgen, z. Z. in Žižkov bei Prag und am Bezděz (Bösig in Nordböhmen), zu vergleichen ist, die ebenfalls Werke der Zisterzienserhütten sind, oder mit den reifsten gotischen Denkmälern in Prag. 1535 übernahm Johann der Jüngere von Lobkowitz Burg und Herrschaft von Wolf Dobrohost von Ronsperg. Zwölf Jahre später (1547) wurde Bischofteinitz von einem großen Brand heimgesucht. Da entschloss sich Johann von Lobkowitz, die Burg zu einem repräsentativen Landsitz umzubauen. Der Umbau des Teinitzer Schlosses verlief parallel zum Bau des Lobkowitz-Palastes (später Schwarzenberg-Palais) auf dem Hradšchin in Prag. Die Stirnseite von beiden Schlössern wurde mit Graffiti geschmückt.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ging der Großgrundbesitz von Bischofteinitz an die Grafen und späteren Fürsten von Trauttmansdorff, in deren Besitz das Schloss bis zur Enteignung im Jahre 1945 blieb.

Nur wenige Bauten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind so stilsicher bis in die heutige Zeit erhalten geblieben.

Franz Bauer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende
und beachten Sie auch unser interessantes
Bücherangebot auf Seite 32

Vor 50 Jahren wurde Albanien der erste atheistische Staat der Welt

Die Unabhängigkeit des Kosovo als eines zweiten albanischen Staates hat unsere Blicke wieder auf das albanische Volk gelenkt, aus dem sowohl aus Albanien, als auch aus dem Kosovo viele Flüchtlinge zu uns kommen. Das Albanien des Diktators Enver Hoxha war das letzte stalinistische Land des Ostblocks, denn es hatte sich nach der Entstalinisierungsrede Chruschtschows 1956 auf die Seite Chinas gestellt. Es war auch das erste und einzige atheistische Land der Welt, das auch in der Verfassung jede religiöse Tätigkeit unter Strafe gestellt hatte. Darüber wurde im Westen lange geschwiegen. 1983 beschloss die Deutsche Bischofskonferenz, am Gebetstag für die verfolgte Kirche 1984 die Gläubigen der Volksrepublik Albanien in den Mittelpunkt des Gebetes und der Hilfe zu stellen. Das Internationale Werk „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ in Königstein und das in jenem Jahr in München entstandene deutsche Büro nahm diesen Entschluss auf, denn bereits 1982 hatte der Gründer des Werks, der als Speckpater bekannte Pater Werenfried van Straaten in seinem „Echo der Liebe“ auf die Tragik hingewiesen, dass Albanien das erste atheistische Land der Welt war. Auch auf dem Düsseldorfer Katholikentag 1982 hatte der Speckpater auf „den himmelschreienden Skandal“ in diesem europäischen Land hingewiesen.

Seit dem 13. November 1967 sollte die kleine Volksrepublik zum ersten atheistischen Land der Welt werden. Vorausgegangen war schon im Februar jenes Jahres eine Rede Enver Hoxhas in Durazzo, nach deren Abschluss Lehrer und Schüler alle religiösen Gebäude der Stadt, Kirchen und Moscheen mit Brettern vernagelten. Nach offizieller albanischer Version zündete dieses Beispiel im ganzen Land, sodass bis zum Frühsommer desselben Jahres alle 268 katholischen Kirchen und fast 2000 weitere religiöse Gebäude (orthodoxe Kirchen, Klöster und Moscheen) geschlossen, profaniert oder abgerissen waren. Dabei hätte die Bevölkerung spontan gehandelt, auch die Geistlichkeit habe „ihre Kutten freiwillig abgelegt“.

Die Proteste in der Weltöffentlichkeit blieben damals spärlich. Auch als die neue Verfassung von 1976 entgegen der UNO-Menschenrechts-erklärung jede religiöse Betätigung unter Strafe stellte, blieb Albanien weiter Mitglied der Vereinten Nationen. Artikel 37 der damaligen Verfassung erklärte: „Der Staat erkennt keinerlei Religionen an und unterstützt atheistische Propaganda, um in den Menschen die materialistische Weltanschauung zu verwurzeln“. In Artikel 55 hieß es: „Verboten ist die Bildung jedweder Organisation mit faschistischem, antidemokratischem, religiösem und antisozialistischem Charakter.“

Verboten ist faschistische, religiöse, kriegstreiberische, antisozialistische Tätigkeit und Propaganda sowie die Erzeugung von Völker- und Rassenhass.“

Muslime, Orthodoxe und Katholiken

Die letzte Volkszählung der Vorkriegszeit hatte 1938 (bei damals 1,1 Millionen Einwohnern gegenüber heute über drei Millionen) 69 Prozent Muslime, 20,7 Prozent Orthodoxe und 10,2 Prozent Katholiken ergeben, wobei sich die Muslime in Sunniten und Angehörige des Bektashi-Ordens (mindestens 15 Prozent der albanischen Gesamtbevölkerung) gliederten. Bis 1967 hatte die autokephale albanische orthodoxe Kirche vier Diözesen gehabt. Für die Katholiken gab es die Erzdiözesen Durazzo und Skutari sowie die Bistümer Alessio, Pulat, Sape und die Abtei Nullius Orosch. Bereits nach 1945 setzte eine grausame Verfolgung der Katholiken ein. Die katholischen Orden wurden verboten, fast alle Bischöfe ermordet. Damals versuchte die Regierung durch Dekrete über die Religionsgemeinschaften eigene albanische Nationalkirchen zu schaffen. Am 4. Mai 1950 erging das Dekret „über die Billigung des Status der autokephalen orthodoxen Kirche von Albanien“, am 30. Juli 1951 „über die Billigung des Status der katholischen Kirche von Albanien“. Zugleich mit dem Dekret über die orthodoxe Kirche waren auch die Statuten der albanischen Bektashi-Gemeinde und der albanischen Moslemgemeinde gebilligt worden. Der national-kirchliche Charakter zeigt sich deutlich im Dekret über die Billigung des Status der katholischen Kirche von Albanien, von der es hieß, sie habe keinerlei organisatorische oder andere Kontakte zum Vatikan.

Auch nach diesen Dekreten ging die Verfolgung weiter. 1959 wurden zwei katholische Priester und fünf Laien wegen angeblicher Zusammenarbeit mit dem jugoslawischen Geheimdienst zum Tode verurteilt. 1971 wurden im Lager Lushnja der 74 Jahre alte Priester Stjefen Kurti hingerichtet, weil er ein Kind getauft hatte. 1979 wurde Bischof Ernesto Çoba zu Tode geprügelt und 1980 der Jesuitenpater Anton Luli wegen der Taufe seiner Neffen zum Tode verurteilt. Seit 1967 war aber auch im ersten atheistischen Staat der Welt nicht jedes religiöse Leben verschwunden. In der Parteipresse erschienen von Zeit zu Zeit Artikel, die sich darüber beklagten, dass die religiösen Überzeugungen in vielen Albanern lebendig geblieben seien. Gelegentlich führte man Beispiele an, die zeigten, dass es auch nach dem Verbot jeder religiösen Tätigkeit noch Gläubige in Albanien gibt.

Die oben erwähnten hingerichteten Priester hatten auf Bitten von Müttern die Kinder getauft. Im Falle von Pater Luli erhielt die Mutter der getauften Kinder eine Strafe von acht Jahren Konzentrationslager. Auch Parteizeitungen geben zu, „dass viele Normen und

ungeschriebene und religiöse Riten auch heute noch, besonders von den Alten, weiterhin auf die junge Generation übertragen werden.“ Es gäbe sogar noch Kreuze und Ikonen in den Wohnungen und es würden Heiligenfeste begangen.

Der Papst und Pater Werenfried vergaßen die Albaner nie

Während sonst gegen das Unrecht in vielen Teilen der Welt protestiert wurde, gab es kaum Proteste gegen Albanien. Papst Johannes Paul II. hatte dagegen mehrfach zum Gebet für die verfolgten Christen in Albanien aufgerufen, so zum Beispiel bei seinem Besuch 1980 in Otranto, dem östlichsten Punkt des italienischen Stiefels. Anlass des Papstbesuches in der apulischen Hafenstadt war damals die 500-Jahrfeier des Martyriums von 800 Christen, die dort am 14. August 1480 niedergemetzelt worden waren. Unter dem Applaus der Zehntausenden, die an der Messfeier teilnahmen und denen er zuvor die Bedeutung des christlichen Martyriums erläutert hatte, forderte der Papst auf, den Blick über das Meer in das naheliegende Albanien zu wenden. Die dortige „heroische Kirche“ erleide seit langer Zeit schwerste Prüfungen und Verfolgungen, „Bereichert durch das Zeugnis ihrer Märtyrer: Bischöfe, Priester, Ordensleute und einfache Gläubige“. Ausdrücklich gedachte Johannes Paul II. auch der Glaubenszeugen der anderen christlichen Konfessionen und monotheistischen Religionen, die in Albanien ein ähnliches Los wie die Katholiken erleiden. Er mahnte alle Christen an ihre Pflicht, denen nahe zu sein, die um ihres Glaubens willen Verfolgung erleiden und fügte hinzu: „Hier geht es um eine Solidarität, die allen Menschen und Gemeinschaften geschuldet wird, deren Grundrechte verletzt oder sogar vollkommen zertreten werden.“ Sehr oft versuche man, die christlichen Märtyrer als „politischer Verbrechen schuldig“ hinzustellen, fuhr der Papst fort und erinnerte, Christus selbst sei augenscheinlich aus diesem Motiv zum Kreuzestod verurteilt worden. Um so mehr müsse auch der heutige Christ das Glaubenszeugnis der zeitgenössischen Märtyrer würdigen.

Erfolgreiche Vorbereitung auf eine Wende

Pater Werenfried nahm sich das Anliegen des Papstes zu Herzen und half den Albanern außerhalb Albaniens, vor allem im damaligen Jugoslawien. In seinem Blatt „Echo der Liebe“ schrieb er 1982: „Das christliche Europa schläft weiter. Albanien bleibt Mitglied der Vereinten Nationen, ohne, wie Südafrika oder Israel, boykottiert zu werden. Europäische Staaten, die sich christlich nennen, treiben ungestört Handel mit Tirana. Niemand protestiert. Kurz nach der Erlassung des Hodscha-Dekretes feierte man den 500. Todestag des albanischen Nationalhelden Skanderbeg, der vom Papst wegen

seines heldenhaften Widerstandes gegen die Türken mit dem Ehrentitel ‚Athleta Christi‘ ausgezeichnet wurde. Wo sind jetzt die Athleten Christi? Wer verwehrt sich dagegen, dass in den Jahren 1967 und 1968 2738 Kirchen, Klöster und Moscheen profaniert oder zerstört wurden? Wer protestiert, dass Priester, wie der greise Stefan Kurti, der auf Bitten einer Mutter ihr Kind getauft hatte, hingerichtet werden? Wer protestiert, dass die Kathedrale von Skutari in eine Sporthalle umgebaut wurde? Hier wird ein Volk in seinem tiefsten Wesen, in den Wurzeln seiner Existenz, in der Verbundenheit mit seinem Schöpfer geschändet. Hier dürfen wir nicht passiv bleiben. Zwar ist Albanien noch für uns geschlossen, aber wir helfen mit unserer Flüchtlingsabteilung den albanischen Flüchtlingen. In Süditalien und im Kosovo, dem Armenhaus Jugoslawiens, leben albanische katholische Minderheiten. Hier ist unsere offensive Hilfe nötig, um die Gläubigen zu unterstützen und die vielen Priesterberufe zu erhalten. Aus der Diözese Skopje-Prizren in Jugoslawien mit ihren 50 000 Katholiken stammt auch Mutter Teresa. Sie hat dort in Skopje bereits ein Kloster ihrer ‚Missionarinnen der Liebe‘. Wenn der jetzt 76jährige Enver Hodscha vor Gott Rechenschaft ablegen muss und sich in Albanien die Verhältnisse ändern, soll die geistliche Rückgewinnung Albaniens von hier aus ihren Anfang nehmen. Helft uns darum, das Wort Gottes in albanischer Sprache zu verbreiten und neue albanische Priester auszubilden. Helft mit Euren Spenden und Gebeten, damit wir an dem von Gott bestimmten Tag mehr tun können, als wir es vermögen.“

Damals half Kirche in Not der Diözese Skopje-Prizren, deren Gläubige Hilfe für den Druck zweier Gebetbücher und mehrere Katechismen erhielten. Der Albanerseelsorger in Stuttgart, Hil Kabashi, der jetzt in Südalbanien als Bischof wirkt, ermunterte seine Gläubigen, die als Gastarbeiter in Deutschland lebten, zu missionarischer Tätigkeit.

Werenfrieds starker Glaube wurde erhört. Auch in Albanien wurde die kommunistische Regierung abgelöst und der Papst konnte die Gläubigen besuchen. Die ersten Bibeln, Katechismen und Gebetbücher, die das Land nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft erreichten, waren mit Hilfe von Kirche in Not für den Kosovo gedruckt worden, von wo aus ausgebildete Priester nach Albanien gingen und Schwestern, die den ersten Karmel in Albanien gründeten.

Rudolf Grulich

Der Olmützer Johann Leisentritt und die Kirche in der Lausitz

Vor 450 Jahren erschien sein Gesangbuch

Als Bischofsstadt hat Olmütz eine Reihe bedeutender Kirchenmänner hervorgebracht und manche Bischöfe, Erzbischöfe und Fürstbischöfe spielten in der Kirchengeschichte wichtige Rollen. Gebürtige Olmützer haben der Kirche auch außerhalb des Bistums Olmütz gedient wie Johann Leisentritt, der 1527 in Olmütz geboren wurde und am 24. November 1586 in Bautzen starb. Anlässlich des 425. Todestags hat Professor Grulich in einem Vortrag im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien im hessischen Nidda diesen Mährer und seine Verdienste um die Kirche im Gebiet der Lausitz gewürdigt. 2017 wird es 450 Jahre her sein, dass sein Gesangbuch erschien, das bedeutendste Gesangbuch der Gegenreformation. Ein Grund, ihn wieder vorzustellen.

Die Reformation und deren Auswirkung auf die katholische Kirche beunruhigten die Eltern und besonders die tiefreligiöse Mutter Rosina Leisentritt sehr. Sie begreifen nicht, dass es in Böhmen und Mähren noch immer Hussiten gab und möchten „ihre Familie davor zu bewahren, in diese religiöse Schwarmgeistererei hineingezogen zu werden“ schreibt Johannes Derksen, der uns einen historischen Roman über Leisentritt schenkte. Ein Verwandter, der geistliche Hofkaplan und Pfarrer Gabriel Leisentritt nimmt Johanns älteren Bruder Peter in der Ausbildungszeit in seine Obhut nach Eggenburg. Auch Johann wird von diesem Onkel sehr geprägt. Schon früh spielt Johann die Orgel und schreibt christliche Texte und entschließt sich zum Theologiestudium in Krakau. Sein dichterisches Talent begeisterte Magister Gregorius, der ihn mit den Texten und Liedern Luthers bekannt macht, ihm ein von Luther geschriebenes, gedichtetes und in Noten gesetztes Liederbuch zeigt und feststellt: „Diesen Luther kannst du dir zum Vorbild nehmen ... Alte lateinische Kirchengesänge hat er übersetzt und neu gefasst. So etwas singt das Volk gern.“

1545 wird Johann Leisentritt zum Priester geweiht und 1551 auf Empfehlung des böhmischen Königs Kaiser Ferdinand I. in das Bautzener Kollegiatkapitel berufen. Durch seinen tiefen Glauben und unermüdlichen Einsatz ist es Leisentritt gelungen, den vollständigen Untergang des Bistums Meißen zu verhindern. Derksen trifft mit dem Titel seines 1959 in Bautzen erschienenen historischen Romans über Leisentritt „Der getreue Verwalter“ voll ins Schwarze. In dieser für die katholische Kirche schweren Zeit geht Leisentritt neue Wege, führt

das deutsche Liedgut im Gottesdienst ein und lässt in unermüdlichem Fleiß das Gesang- und Gebetbuch drucken. Das 1567 erschienene Gesangbuch *Geistliche Lieder und Psalmen der Alten Apostolischen recht und warglaubiger Christlichen Kirchen* wird als das größte und schönste ausgestattete und in ganz Deutschland verbreitete Gesangbuch der Gegenreformation bezeichnet. Es enthält 250 Lieder mit 181 Melodien. Leisentritt greift auch auf protestantische Quellen zurück und dürfte etwa 70 neue Lieder aus eigener Feder veröffentlicht haben. Bereits 1584 erscheint die dritte Auflage.

Noch heute werden seine Lieder gesungen. „Im katholischen Gesangbuch *Gotteslob* von 1975 finden sich acht Lieder nach Texten oder Melodien von Leisentritt. Im Bautzener Domkapitel musste er sich gegen den Vorwurf der Vetternwirtschaft wehren,“ schreibt Arnold Spruck in seinem Buch *Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone*. Die innerkirchliche Opposition sträubte sich 1572 gegen die Berufung seines Veters Gregor zum Senior des Domkapitels. Nach dem Tod Leisentritts wurde Gregor dennoch zum Domdekan und Apostolischen Administrator berufen. Leisentritts Neffe Johann war Amtmann auf dem Eigen. Mit Kaspar und Benno waren zwei weitere Leisentritts im Domkapitel vertreten.

Die Reformation hatte sich in Bautzen und weiteren fünf Städten der Oberlausitz durchgesetzt. Durch den Einsatz von Leisentritt blieben das Kollegiatsstift und eine Minderheit beim alten Glauben. Leisentritt konnte durch mühsame Verhandlungen erreichen, dass der St. Petridom beim Kollegiatkapitel verblieb und von beiden Konfessionen genutzt wurde. Trotz dieser Verträge vertrieb 1619 der protestantische Domdekan August Wiederin die Katholiken und das Kapitel aus dem Dom. Erst nach der Schlacht am Weißen Berg wurden die alten Vertragsgrundlagen wieder hergestellt. Das Bautzener Kapitel bestand ab 1560 aus dem Propst, einem Lutheraner vom Meißener Domkapitel, sowie dem Dekan, dem Scholastikus, dem Kustos, dem Kantor, dem Plebanus und vier Vikaren. Es gab residierende und nicht residierende Domherren. Die nichtresidierende Domherren waren Pfarrer in der Lausitz oder im benachbarten Böhmen, denn zur Zeit der Reformation gehörten zahlreiche nordböhmische Pfarreien zum Bistum Meißen.

Seit dem Untergang der Diözese Meißen und der Errichtung der Bautzener Administratur wurden die Grenzen zwischen der Prager und der Bautzener Jurisdiktion nicht genau eingehalten, Anlass dazu waren: Gewohnheitsrecht, öftere Delegationen, gegenseitige Aushilfe, besonders aber Priestermangel in Böhmen. Die Prager Erzbischöfe beanspruchten seit 1620 dieses Gebiet für sich, eine endgültige Regelung wurde erst 1655 durch die Errichtung der Diözese Leitmeritz geschaffen.

Wenn katholische Christen im Bistum Dresden-Meißen sich heute in ihren Gotteshäusern zum Gottesdienst versammeln und sich einer geordneten Seelsorge erfreuen können, so ist das im Grunde genommen das Verdienst derer, die vordem im Lande als katholische Christen gelebt und ihrem Glauben und ihrer Kirche trotz mannigfacher Schwierigkeiten treu geblieben sind.

Angelika Steinhauer

Ein Mann der Caritas und des Apostolates

Zum 70. Todestag von Weihbischof Josef Martin Nathan

Am 30. Januar 1947 starb in Troppau im Krankenhaus der letzte deutsche Olmützer Weihbischof Josef Martin Nathan, geschwächt und völlig entkräftet, nachdem die polnischen Behörden den 78-Jährigen am 21. Dezember 1946 trotz Fieber und Erkältung aus dem schlesischen Branitz vertrieben hatten. Nathan war Olmützer Weihbischof und Generalvikar des Teiles der Erzdiözese, der seit den schlesischen Raubkriegen Friedrichs II. zu Preußen und seit 1871 zum Deutschen Reich gehörte, kirchlich aber bis 1972 beim Erzbistum Olmütz verblieb. Der Verstorbene hatte in Branitz mit den dortigen Heil- und Pflegeanstalten ein Werk geschaffen, das man nur mit den Anstalten in Bethel vergleichen kann.



Nathan wurde am 11. November 1867 in Stalmütz im Kreis Leobschütz als Lehrersohn geboren. Wir können also auch heuer seines 150. Geburtstages gedenken. Nathan besuchte die Gymnasien in Leobschütz und Ratibor. Nach dem Theologiestudium in Freiburg und Berlin wurde er 1891 in Breslau zum Priester geweiht und kam nach kurzer Kaplanszeit in Leobschütz im Juli 1892 nach Branitz, wo er 1899 zum Pfarrer ernannt wurde und seine Lebensaufgabe fand. Schon als Kaplan baute er Kirchen in den Filialen von Branitz in Michelsdorf, Boblowitz und Waissack. Mit der Berufung der Marienschwestern von Breslau in das von ihm 1897 errichtete Marienstift begann eine neue Epoche in Branitz, denn bald erweiterte Pfarrer Nathan das Marienstift um eine Haushaltungsschule, dann um einen Kindergarten und eine Fürsorgeanstalt. Nach der Jahrhundertwende kam ein Heim für geistig Behinderte und psychisch Kranke hinzu und

später Jahr für Jahr Erweiterungsbauten, sodass die große Heil- und Pflegeanstalt Branitz als sein Werk entstand.

Nathans Werk war fast eine kleine Stadt, in der neben 1500 Patienten weitere 500 Menschen des Pflegepersonals, aber auch Angestellte und Handwerker wohnten, darunter 100 Marienschwestern in einem Schwesternhaus. In Branitz brachte Nathan als einer der ersten Heil- und Pflegeanstalten Deutschlands das Pavillonsystem mit geräumigen kleinen Einheiten auf dem großen Gelände zur Anwendung. Es gab Werkstätten für Behinderte, da die Arbeitstherapie für Nathan eine große Rolle spielte. Für die Angestellten erwarb er das Haus „Caritas“ in Bad Landeck zur Erholung, ebenso Erholungsgebäude in Neisse. Um den Kranken noch mehr helfen zu können, plante Nathan ein Forschungsinstitut für Hirn- und Nervenkrankheiten, dessen Bau er noch erstellte, doch kam es nicht mehr zur Einrichtung, weil dies die Nationalsozialisten verhinderten.

Schon 1916 wurde Nathan auch Fürsterzbischöflicher Kommissarius des Olmützer Anteils der Erzdiözese in Preußen und 1924 Generalvikar. Als solcher richtete er zwölf neue Pfarreien ein, ließ Kirchen bauen und das Exerzitienhaus St. Josef in Branitz. Hier leitete er monatliche Konferenzen für seine Priester, für deren Nachwuchs er auch das Knabenkonvikt in Leobschütz errichtete. Er holte Franziskaner nach Leobschütz, ebenso Steyler Missionare und Pallottiner nach Katscher. Durch ihn kamen auch Franziskanerinnen nach Leobschütz, ebenso Steyler Schwestern in das sogenannte Schwarze Kloster nach Leobschütz. 1914 wurde er auch Mitglied des Reichstages.

Außer der caritativen Tätigkeit machte sich Nathan auch um die katholische Presse verdient. Um den Bestand eines katholischen Verlages und einer katholischen Zeitung zu gewährleisten gründete er eine Gesellschaft, welche die „Oberschlesische Volkszeitung“ in Ratibor erwarb und die Oberschlesische Gesellschaftsdruckerei errichtete. Er gliederte die „Leobschützer Rundschau“ der „Oberschlesischen Rundschau“ an und legte weitere kleine Zeitungen im Verbund der „Oberschlesischen Volksstimme“ zusammen.

Als 1938 durch das Münchner Abkommen das Sudetenland an das Deutsche Reich angegliedert wurde, wurde Nathan zusätzlich mit der Betreuung der sudetendeutschen Gebiete des Erzbistums Olmütz beauftragt. Hatte sein Generalvikariat bis dahin nur 131 000 Katholiken, so waren es nun 735 000 Gläubige in 26 Dekanaten, also mehr, als manche deutsche Diözese Katholiken zählte. 1943 ernannte Papst Pius XII. Nathan zum Weihbischof für die deutschen Gebiete der Erzdiözese Olmütz.

In den schweren Jahren des Nationalsozialismus kämpfte Prälat Nathan für seine Pflegeanstalten, in denen es nicht zum Massenmord des nazistischen Euthanasieprogramms kam. Allerdings konnte er die

Verlegung mancher Kranken in andere Anstalten nicht verhindern, in denen sie dann ermordet wurden.

In den letzten Kriegsjahren waren Teile von Branitz auch Kriegslazarett. Beim Nahen der Front Ende März 1945 brachte er zu Fuß die verbliebenen Kranken in das 14 Kilometer entfernte Freudenthal, kehrte aber sofort nach Kriegsende nach Branitz zurück, wo der 78-Jährige an den Aufbau einiger bei Kriegsende ausgebrannter Gebäude ging. Bald musste er die Vertreibung seiner Gläubigen erleben, mit denen er auch nach der Ausweisung Kontakt hielt. So schrieb er 1946 in einem Rundbrief:

„Dieser Kreuzweg wird für uns alle nicht nur eine unauslöschliche Erinnerung bleiben, sondern auch im Buche des Lebens verzeichnet sein. Auch das Leiden, das wir jetzt ertragen, ist eine uns von Gott gestellte Aufgabe, von deren Erfüllung viel für uns abhängt. Das Leiden wird für uns entweder eine Quelle reicher Gnaden, wenn wir es wie unser göttlicher Meister aufnehmen, oder es wird uns eine schwere, unerträgliche Last, wenn wir es unwillig abweisen. Die Wahl kann und darf nicht schwer fallen. Möge die heilige Mutter Gottes Euch alle unter ihren Schutzmantel nehmen und Euch mit ihrer mächtigen Fürbitte das Schwere der heutigen Zeit mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen tragen helfen. In dieser Meinung bete ich für Euch alle Tage und will es auch ferner tun!“

Drei Tage vor dem Weihnachtsfest 1946 wurde auch er vertrieben, obwohl er mit Fieber im Bett lag. In Troppau starb er vor 70 Jahren am 30. Januar 1947. Im Jahre 1952 veröffentlichte Hermann Hoffmann sein Buch „Helden und Heilige des Deutschen Ostens“. Weihbischof Nathan gehört dazu.

Rudolf Grulich

Tage der offenen Tür

Für das zweite Quartal dieses Jahres haben wir zwei Tage der offenen Tür vorgesehen. Wegen des Reformationsjubiläums 1517/2017 werden wir das Thema „Die evangelischen Kirchen in Böhmen-Mähren-Schlesien“ behandeln. Wir kennen alle die *Confessio Augustana*, aber wer kennt die *Confessio Bohemica* und die Entwicklung von den Zeiten der Gegenreformation bis heute?

Termin: 22. April 2017

Als zweites Thema wollen wir uns fragen „Gehört der Islam zu Deutschland“? Außerdem wollen wir diskutieren „Ist ein Dialog mit dem Islam möglich“?

Termin: 1. Juli 2017

Wir beginnen wie immer um 14.00 Uhr im Haus Königstein.

Unsere Studien- und Wallfahrten 2017

Wie schon bekannt, bieten wir in diesem Jahr zwei Wallfahrten und zwei Studienfahrten an.

2. bis 8. Mai 2017:

Wallfahrt nach Ostböhmen und Schlesien mit der geistlichen Leitung von Pfarrer Dr. Helmut Gehrman.

20. bis 26. Mai 2017:

Wallfahrt mit „Kirche in Not“ ebenfalls nach Ostböhmen und Schlesien. Bei dieser Reise liegt die geistige Leitung in den Händen von Pater Hermann-Josef Hubka.



Albendorf, das schlesische Jerusalem

10. bis 16. Juni 2017:

Studienfahrt und Leserreise der „Sudetendeutschen Zeitung“ als Dreiländerfahrt nach Kroatien, Slowenien und Italien mit dem Thema „Auf sudetendeutschen Spuren an der nördlichen Adria“. Diese Fahrt wird in Zusammenarbeit mit dem Sudetendeutschen Institut in München durchgeführt, dessen Leiter Dr. Raimund Paleczek teilnehmen wird.

20. bis 26. Juni 2017:

Studienfahrt nach Südböhmen. Auf dieser Fahrt werden wir auf den Spuren von Johannes Hus, aber auch von Heiligen wie Johannes Nepomuk und Johannes Nepomuk Neumann fahren.

Die detaillierten Programme erhalten Sie vom Haus Königstein.

Eindrucksvoller Gottesdienst zum 70. Jahrestag der Vertreibung

Wie in Vorjahren feierten auch 2016 am 13. November die Sudetendeutsche Landsmannschaft und der Bund der Vertriebenen des Wetteraukreises eine hl. Messe mit den vertrauten Liedern von Franz Schubert in Ockstadt. Da nach dem Tode von Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl kein Heimatpriester zur Verfügung stand, zelebrierte der Ortspfarrer Bernd Weckwerth, die Fürbitten erstellte der Vorsitzende der Vertriebenen im Wetteraukreis Reinhard Schwarz. Für die Organisation zeichneten die Landsleute Weiser und Kosch verantwortlich, die auch beschlossen, dass die Kollekte dem Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Geiß-Nidda zugewendet werden sollte. Dessen Leiter, Professor Rudolf Grulich, sollte auch die Predigt halten, doch eine akute Erkrankung machte ihm das unmöglich, so dass die von ihm ausgearbeitete Predigt verlesen wurde.

Der Gottesdienst galt auch dem 50. Todesjahr von Pfarrer Alois Baruschke aus Klein-Mohrau in Nordmähren, der 1966 in Bad Nauheim verstorben war und in Ockstadt beigesetzt wurde. Pfarrer Baruschke war 1909 in Partschendorf im Kuhländchen geboren und am Fest der mährischen Landespatrone Cyrill und Method 1934 in Olmütz zum Priester geweiht worden. Landsmann Kosch würdigte Pfarrer Baruschke, dessen Vertreibungszug 1946 nach Friedberg in Hessen gekommen war.

Die verlesene Predigt von Professor Grulich ging zunächst auf die Lesungen der heiligen Messe ein. Grulich fragte, was diese Worte Gottes den Gläubigen heute zu sagen hätten und hob hervor, dass unsere Heimatpriester, die nach der Vertreibung ihre Pfarrkinder sammelten, ihnen Pfarrbriefe in der Zerstreuung schrieben und mit ihnen Gottesdienste bei Heimattreffen hielten, 1946 immer wieder aus der Heiligen Schrift geschöpft haben.

Diese Priester haben den Propheten Isajas gelesen, der in der Babylonischen Gefangenschaft, also in der Vertreibung des Volkes der Juden den Ruf Gottes hörte, seine Landsleute betreute und dem Befehl Gottes folgte: „Tröstet, tröstet mein Volk!“

Bis heute sprechen ältere Sudetendeutsche noch von „ihren Heimatpriestern“, die mit ihren Gläubigen im Viehwaggon saßen und gemeinsam das Schicksal der Vertreibung erlebten. Es waren 394 solcher Vertreibungszüge, die aus der Tschechei nach Hessen kamen.

Insgesamt kamen 1216 solcher Züge in die damalige US-Zone, immer 40 Viehwaggons mit je 30 Personen. Darüber haben wir genaue Listen mit den Abgangsbahnhöfen in der alten Heimat, wo

die Menschen „einwaggoniert“ wurden, und mit den Zielbahnhöfen in Hessen. Zwölf solcher Züge kamen nach Friedberg, über 20 nach Gießen und acht nach Bad Homburg und so weiter. Die Leute wurden nach der Ankunft vom Bahnhof in ein Lager gebracht, entlaust und dann auf verschiedene Ortschaften verteilt.

Grulich hatte auch bei den Tagen der offenen Tür in Geiß-Nidda oft Zeitzeugen befragt, was sie in den Tagen der Vertreibung im Viehwagon machten: „Wir haben gebetet!“ war oft die Antwort! Und man war froh, wenn die Fahrt in die amerikanische Zone und nicht in die Russenzone ging.

Grulich ging auf einen Kernsatz der ersten Lesung ein. Es hieß beim Propheten Maleachi: „Für Euch, die ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen.“

Grulich schrieb dazu, dass die Vertriebenen 1946 keine Terroristen geworden sind, sondern als Christen am Aufbau Deutschlands und Europas mitgearbeitet und das in der Charta der Vertriebenen 1950 bestätigt haben. Diese Charta sei wirklich aus christlichem Geist entstanden.

Wenn der heilige Paulus in der zweiten Lesung *vom Kommen des Herrn* sprach, so stellt sich die Frage: „Nehmen wir die Wiederkunft Christi wirklich ernst?“

Bei jeder hl. Messe bekennen wir nach der Wandlung das Geheimnis des Glaubens: „bis Du kommst in Herrlichkeit!“ „Richtet euch auf und erhebt euer Haupt; denn euer Erlöser ist nahe.“ So hieß es im Evangelium des Sonntags. Diese Hoffnung hat die Vertriebenen in der Vertreibung getragen. „Wir haben alle angepackt, jede Arbeit angenommen und so unser zerstörtes Deutschland aus seiner größten Katastrophe zum Wirtschaftswunder geführt.“

Grulich ging auch auf die Schubert-Messe ein. Franz Schubert ist zwar in Wien geboren, aber beide Eltern kommen aus dem Sudetenland, der Vater aus Mähren (Neudorf, ein Nachbarort von Klein Mohrau) und die Mutter aus dem Wallfahrtsort Zuckmantel im ehemaligen Sudeten- oder Österreichisch-Schlesien.

„Alle Landsleute kennen die Schubertmesse. Sie darf bei keinem Sudetendeutschen Tag oder Heimattreffen fehlen. Die Melodien stammen alle von Schubert, aber wer schrieb die Texte?“ fragte Grulich. Es war auch ein Sudetendeutscher, nämlich Schuberts Freund *Philipp Neumann* aus Trebitsch in Südmähren. Er schrieb die Texte, die die Vertriebenen alle 1946 so anrührten: *Wohin soll ich mich wenden?*

Viele einheimische Priester in Deutschland fanden die Schubertmesse kitschig und altmodisch, aber die Vertriebenen fanden darin die einzige Antwort auf die erste Frage: *Wohin soll ich mich wenden, wenn Not und Schmerz mich drücken?* Und die Antwort kam aus dem Glauben: Zu Dir, zu Dir, o Vater!

Diese Haltung, unser Glaube und Gottvertrauen haben die Katastrophe nach dem Krieg gemeistert und aus dem zerbombten Deutschland unsere Heimat neu erschaffen. Das geschah als Gemeinschaftsleistung der Einheimischen und der Heimatvertriebenen und es war eine ökumenische Leistung.

Ockstadt war einer der wenigen katholischen Orte in Oberhessen, denn nicht nur die Wetterau war Diaspora, sondern ganz Mittelhessen. In den erwähnten 394 Vertreibungszügen kamen im Viehwagen über 400 000 Sudetendeutsche, die zu über 90 Prozent katholisch waren. Ihre Heimatpriester zogen zu Fuß vom Flüchtlingslager in viele Dörfer. Sie hatten nichts und wurden meist Rucksackpriester genannt. Aber viele evangelische Geistliche stellten damals ihre Kirchen für katholische Gottesdienste zur Verfügung. Erst später kamen auch die Kapellenwagen der Ostpriesterhilfe aus Königstein und erst seit den Fünfziger-Jahren wurden auch neue Kirchen gebaut.

Auch hier fragte Grulich: „Wissen heute noch die jungen Leute, dass diese Kapellenwagen und die Pakete der Ostpriesterhilfe aus Belgien kamen? Wissen das noch die Enkel der Vertriebenen? Belgien, also ein Land, das Hitler 1940 besetzt hatte, half seit 1947 den ehemaligen Feinden. Ein holländischer Pater, Pater Werenfried, der legendäre Speckpater setzte sich für die Vertriebenen ein. Deshalb gibt es in Geiß-Nidda einen *Speckpater-Platz* und in Königstein einen *Werenfried-Platz* und ein *Werenfried-Denkmal*. Wir Vertriebenen schulden diesem Pater sehr, sehr viel. Sein Werk ist dem Charisma des Gründers treu geblieben und hilft heute als Hilfswerk *Kirche in Not* den vielen Flüchtlingen im Nahen Osten.“

Grulich endete mit einem Appell, unserer christlichen Aufgabe so treu zu bleiben wie vor 70 Jahren bei der Vertreibung. Es war ungewöhnlich, dass die Predigt wegen ihres Inhalts mit Applaus bedacht wurde.

Angelika Steinhauer

Neue Bücher

Ostdeutsche Gedenktage 2013 und 2014

Sie kamen spät, aber nicht zu spät, denn es ist erfreulich, dass es nach drei Jahren Pause der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gelang, das Jahrbuch *Ostdeutsche Gedenktage. Persönlichkeiten und Historische Ereignisse* für die Jahre 2013 und 2014 weiterzuführen. Über die 3500 Biographien ostdeutscher Persönlichkeiten im „Kulturportal-West-Ost“ hinaus, bringen die *Ostdeutschen Gedenktage* für Jubiläen einzelner Jahrgänge eine „bunte Auswahl aus unterschied-

lichen Regionen und Zeiten, die zur weiteren Beschäftigung einlädt“, wie Ernst Gierlich im Vorwort schreibt. Wie schon bei der Vorstellung der beiden Bände 2011 und 2012 der verstorbene Vertriebenenseelsorger Wolfgang Stingl im Haus Königstein feststellte, ist es bei den beiden neuen Bänden erfreulich, dass im Vergleich zu manchen Jahrgängen der Vorjahre die Zahl von Vorstellungen sudetendeutscher Persönlichkeiten wieder gestiegen ist, was vor allem den Artikeln von Rudolf Grulich, Julia Nagel und Michael Popović zu verdanken ist. Am Band 2013 haben 28 Autoren mitgearbeitet und 58 Beiträge beigeuert, für den Band 2014 waren es 27 Autoren, die 62 Beiträge schrieben.

Die Leser finden für 2013 sudetendeutsche Persönlichkeiten wie den Philippinenforscher Ferdinand Blumentritt, den Theologen Josef Rabas, den Kammersänger Kurt Reinhold Popović, den Orientforscher Theodor Kotschy, den „Vater der Vertriebenen“ Father Reichenberger und Würdigungen für die sonst kaum bekannten, aber bedeutenden Egerländer Anton Adolf Schmiedl und Ernst Hammerschmidt. Bei den Gedenktagen 2014 werden die Tepler Äbte Gilbert Helmer und Wolfgang Böhm gewürdigt, ferner der erste Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz, der Goethefreund Josef Grüner, Weihbischof Adolf Kindermann, um nur einige zu nennen. Es ist sicher ein Desiderat aller Freunde der *Ostdeutschen Biographie*, wenn sie die Bände 2015 und 2016 bald in Händen hätten und wenn als Zukunftsziel erreicht würde, Band 2017 oder spätestens Band 2018 so rechtzeitig zu erhalten, dass die Jubiläen mit Hilfe der „Gedenktage“ in Landsmannschaften und Heimatkreisen oder anderen Organisationen der Vertriebenen mit den wertvollen Hinweisen auf die Persönlichkeiten und historischen Ereignisse fruchtbar vorbereitet und begangen werden könnten. Es besteht Hoffnung, dass dies bald realisiert werden kann, nachdem der Präsident der Sudetendeutschen Bundesversammlung, Dr. Reinfried Vogler, neuer Vorsitzender der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen wurde.

Ostdeutsche Gedenktage 2013. Persönlichkeiten und historische Ereignisse. 280 Seiten, EUR 10,80.

Ostdeutsche Gedenktage 2014. Persönlichkeiten und historische Ereignisse. 296 Seiten, EUR 10,80.

Bestelladresse:

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Kaiserstr. 113
D-53113 Bonn

E-Mail: Kulturstiftung@t-online.de

Tel.: 004922891512-0

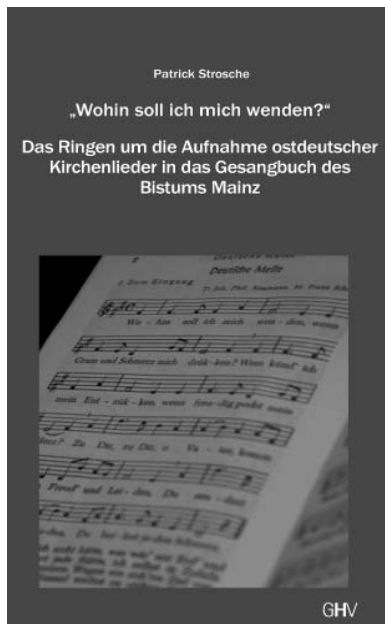
„Wohin soll ich mich wenden?“

Patrick Strosche gehört zu den Studenten, die für ihre Diplomarbeit auch Material aus unserem Archiv benutzt haben. Er hat durch seine sudetendeutschen Großeltern auf Wallfahrten der Heimatvertriebenen deren Lieder kennen und lieben gelernt.

Als er nach seinem Studienabschluss über das Thema seiner Diplomarbeit *Das Kirchenlied der ostdeutschen Vertriebenen* im Vorjahr bei uns an einem Tag der offenen Tür referierte, war es uns und den Teilnehmern klar, dass diese Arbeit veröffentlicht werden sollte, die anhand von Quellenmaterial aus dem Diözesanarchiv in Mainz erstellt wurde. Sie liegt nun im Druck vor. Professor Ansgar Franz, der Liturgiewissenschaftler der Universität in Mainz, schrieb das Geleitwort und Professor Rudolf Grulich ein interessantes Nachwort.

In der nun veröffentlichten Ausgabe seiner Examensarbeit stellt Patrick Strosche die Frage: Wie wurde das Liedgut der Vertriebenen in der neuen Heimat aufgenommen? Es ist fast erschütternd, wie die verantwortlichen Stellen für die Kirchenmusik in Mainz die ostdeutschen Kirchenlieder ablehnten, ja sie sogar bekämpften. Der erste Vertriebenenseelsorger des Bistums Mainz, Dr. Karl Reiß, hatte zwar eine Auswahl von 15 Liedern der Vertriebenen vorgeschlagen, darunter selbstverständlich auch die *Deutsche Messe* von Franz Schubert. Sie wurde von den Verantwortlichen als altmodisch und kitschig abgetan, nicht ins Gesangbuch der Diözese aufgenommen, sondern nur in einer Beilage gedruckt. Dabei gab es über 20 000 ostdeutsche Katholiken, meist Sudetendeutsche im rechtsrheinischen Teil des Bistums Mainz und zahlreiche neue Seelsorgestellen, deren Gläubige Vertriebene waren. Den Ausführungen sind auch ein Liedkatalog und eine Zusammenstellung der Liedtexte, sowie ein Interview mit Pfarrer Rawitzer über seine Arbeit nach der Vertreibung angefügt.

Kirche und Heimat, Band 6: Patrick Strosche, „**Wohin soll ich mich wenden?**“, 2017, 192 Seiten, EUR 9.80.



Kirche und Heimat Band 6: Patrick Strosche. **„Wohin soll ich mich wenden?“** 2017, 192 Seiten, EUR 9,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 2016, 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** 528 Seiten, EUR 29,80 .

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

BrigitteMuth-Oelschner, **WoGottnichtseindarf, schicktereinenEngel.** 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich. Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien z. Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: RudolfGrulich – WolfgangStingl(Hrsg.),**KirchlicheBeheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Einführung Rudolf Grulich mit einer Melodram-Fassung u. einem Opernlibretto v. Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.